# Kriegs-Fahrt

## Wandervogel-Feldbriefe

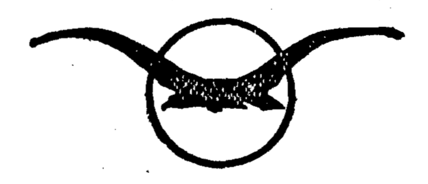




Leipzig 1915
Verlegt bei Erich Matthes

# Kriegs-Fahrt

## Wandervogel-Feldbriefe



Zweites Heft

Erich Matthes / Verlag / Leipzig

# Feldbriefe.

K. gen. Ilp.

Der Sommer war gekommen, aber er ist so ganz anders gewesen. — Es wurde still bei uns im Nest. Der Gusto, der Albert und der Hansl waren grad ausgezogen auf große Fahrt, hinüber zu unsern österreichischen Brüdern.

Der Hansl, der so fein die Fiedel strich, der Albert und der Gusto, die so fein zupfen konnten — waren fort — sie fehlten uns überall, das alte Singen war nicht mehr so froh und lustig. Wir saßen in der Stube oft lange beisammen und starrten vor uns hin, eintönig tickte die alte Uhr an der Wand, und erst ihr heller Schlag versetzte uns wieder in die Gegenwart. Wir dachten immer wieder an den Hansl, den Gusto und den Albert, die jetzt wohl drüben „beim alten Nepomuk an der Prager Bruck'" singen mochten. Dann kam wieder etwas wie Neid über uns, die wir zuhause sitzen mußten. Doch wenn unsere Zeit kam, wollten wir auch hinüber nach Böhmenland! Sie war ja nicht mehr allzufern. Wie freuten wir uns schon, der Ruddel, der Friedel und ich.

Endlich, Montag sollten wir losziehen. —

Da — mächtig klingt der Kriegsruf durch's deutsche Land. —

Ich verlasse Pflug und Scholle und eile hinüber zu Ruddel und Fried. Wir brauchen uns nicht viel zu sagen. „Heil!" „Auf Wiedersehen!"

Drei Tage später trag' ich des Königs Rock. Der Hansl, der Gusto und der Albert sind zurückgekommen. Der Hansl und der Albert sind zu den Pionieren gegangen. Der Gusto aber, der ist ein stolzer Reiter geworden, ein bayerischer Cheveauxleger. — Und der Ruddel — und der Friedel? Der Ruddel ist badischer Grenadier — und der Fried ist mir gefolgt und ein Leibgardist.

So ist der Sommer anders geworden. Keine Fahrtenfreude und Fahrtenfreiheit, nur das eine: der Krieg.

Auch der Herbst ging von uns und der war auch ganz anders.

Als die Oktoberstürme wild und ungestüm durch die Bäume brausten und die fahlen Blätter zerzausten und sie weit umher wirbelten, da zogen der Fried und ich hinaus zum Kampf, über rebenbekränzte Hügel durch's schöne Frankenland — bis vor die große Stadt, mit der herrlichen Kirche mit dem himmelhohen, schlanken Turme, der bald unter den Granaten der deutschen „Barbaren" zusammenbrechen sollte. — Ich weiß nicht, was ich erzählen soll von den falschen Franzen, den Turkos und Zuaven? Man erlebt an einem Tage soviel, daß man ein ganzes Buch davon schreiben könnte. Soll ich dir erzählen von unserm Maulwurfsleben, von dem großen Sterben um uns her? — oder davon, wie die ersten Kugeln um die Ohren pfiffen?

Drei Wochen hatte das Maulwurfsleben gedauert, Tag für Tag hielt der Tod seine Ernte bei uns, so manch jung, frisches Leben hatten wir schon zur letzten Ruhe in die fremde Erde gebettet, da kam des Abends unerwartet der Befehl: „Morgen früh marschbereit zum Transport nach dem Osten."

Andere Truppen kamen uns abzulösen, während wir dem Osten zufuhren. Nochmal sahen wir die liebe Heimat. Bald waren wir in Polenland. Hei, das war was für uns Wandervögel, da wurde getippelt, einmal hierhin, einmal dahin, das gefiel uns besser — wir müßten auch keine Wandervögel sein —, als das ewige Stilleliegen da drüben im nassen Graben.

Doch bald vernahmen wir auch hier wieder das traurige Lied von Not und Verderben, von Tod und Sterben. Tage des Hungers kamen, Tage ungeheurer Anstrengungen, denen ich oft zu erliegen drohte.

Eine merkwürdige Ruhe war über Friedel gekommen, er richtete mich auf, wenn ich verzagen wollte. Nichts ließ er merken von Ermattung, heldenhaft ertrug er all die Anstrengungen und Entbehrungen, doch an seinen bleichen Wangen sah ich's, daß es ihm hart zusetzte. Hatte er etwas zum Essen gefunden, so teilte er alles, bis oft für ihn nichts mehr blieb. Oft sah ich, wie er verstohlen einige Tränen abwischte — ein stiller Kummer mußte ihn drücken — aber dann sah er wieder ganz trotzig aus, und wenn es zum

Kampfe ging, stürmte er immer weit voran, sodaß ihm fast keiner zu folgen vermochte. So kämpfte er den Kampf, den äußeren Kampf, aber in seinem Herzen kämpfte er noch einen andern Kampf, einen viel heftigeren Kampf. In einer stillen Stunde hatte er mir's endlich anvertraut, was ihm das Herz so schwer machte — und nun konnte ich mir vieles erklären.

Darum hatte er damals vor unserm Auszug, als jeder nochmal Urlaub nach Hause bekommen sollte, darauf verzichtet. Darum hatte er dann draußen beim Postempfang nie etwas bekommen. Darum sah ich ihn so wenig schreiben. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich so wenig früher auf alles das geachtet hatte, sonst hätte ich es ja doch schon längst merken müssen.

„Ich habe mich fortgeschlichen — wie ein Dieb — von Hause. Meine Mutter hatte mir gesagt, als ich ihr mitteilte, daß ich mich freiwillig melden werde, wenn ich das täte, dürfe ich ihr nicht mehr unter die Augen treten, wenn ich so herzlos wäre, würde sie sich nicht mehr um mich kümmern; ich habe gekämpft, ich wollte dich nichts merken lassen, denn du hättest es ja gleich meinen Eltern geschrieben, wo ich bin; wie leid es mir auch tat, daß ich der Mutter soviel Herzeleid bereitete, ich konnte nicht anders. Wenn du auch sagst, daß das übertriebener Stolz war, weil ich mich so von Hause lossagte. Glaube mir, ich habe meine Mutter unendlich gern, bin ich doch ihr Einziger; aber das konnte ich ihr nicht verzeihen, daß sie mich so von sich wies. Sie hatte ja gesagt, sie wolle nichts mehr von mir wissen, nun dann war es ja gleich, wo ich war. Ich habe jetzt lange gekämpft und ich konnte nicht mehr anders, ich mußte ihr jetzt schreiben und habe sie um Verzeihung gebeten." So erzählte mir Friedel in einer stillen Stunde und weinte bitterlich. Ich konnte nicht anders, ich mußte auch flennen. Doch lieber Tschuncky, erzähle das niemand anders, wir als Soldaten müßten uns ja schämen.

Ich zürnte Friedel, daß er mir das alles nicht früher erzählt hatte, wir hatten doch sonst unser Leid immer gemeinsam getragen. Dann machte ich mir wieder Vorwürfe, daß ich nicht früher in ihn gedrungen war; denn ich hatte

ja schon längst bemerkt, daß bei ihm nicht alles in Ordnung war.

Gleich schrieb ich einen Brief an seine Mutter, die ihn wohl bis jetzt vergebens gesucht hatte und bat sie auch, sie möchte ihrem Sohne verzeihen. —

Wir zogen immer weiter nach Polen hinein, Kampf an Kampf ging's vorwärts der polnischen Hauptstadt zu. Friedel sollte das Eisenkreuz bekommen, er freute sich schon unendlich darauf und wurde immer waghalsiger.

Morgen Posttag! Wir freuen uns alle darauf, besonders auch Fried ist ganz nervös und kann es fast nicht abwarten.

Die Post wird verteilt. Immer wird Friedels Name gerufen, ich eile vor und hole die Sachen für ihn, denn er ist eifrig mit dem Lesen eines langen Briefes beschäftigt; es sind gute Nachrichten, ich sehe seine Augen leuchten. Alles staunt, der Friedel hat vierzehn kleine Pakete — und früher war doch nie etwas für ihn da. Voll Freude liest er mir den Brief der Mutter vor, ich glaube er las ihn zehnmal hintereinander. Dann erst machte er sich an die Pakete und verteilte an die Kameraden wieder fast alles. Jetzt war er wieder der alte lustige Bursche, wie ich ihn immer gekannt. Ich glaube er sang an diesem Tage, seit dem letzten Nestabend, wieder zum ersten Male.

Es war Ruhetag heute, d. h. Ruhetag gibt's eigentlich im Felde nicht, denn man hat da so vielerlei zu tun, daß an Ruhen eigentlich wenig zu denken ist. Der Friedel und ich saßen beieinander und flickten unsere Kluft, die in die Brüche zu gehen drohte. Wir erzählten uns so mancherlei. Der Friedel war ganz überglücklich. Sogar der Leutnant fragte Friedel, warum er so heiter sei; denn bisher war er immer unser Stillster gewesen. Dann saßen wir noch lange zu dreien und sangen lustig unsere alten Wandervogellieder, denn unser „Kleiner", so nannten wir unsern Leutnant scherzweise, war auch mal Wandervogel. Bald war fast die ganze Kompagnie versammelt, und bis in den späten Abend hinein sangen wir unsere Lieder. Also ein Liederabend in Feindesland. —

Seit drei Stunden stehen wir in Gefechtsbereitschaft, um an dem Sturme auf die vor uns liegende Stadt, eigentlich




ein dreckiges Nest, teilzunehmen. Schon lange donnert unsere Artillerie hinüber, um uns die Sache zu erleichtern. Ungeduldig warten wir. Endlich dürfen wir vor; der Friedel wieder voraus. Von allen Seiten stürmen jetzt Truppen vor, von deren Anwesenheit wir gar nichts wußten. Die Russen in den Gräben vorne schießen bis zum letzten Augenblick, dann nehmen sie zum größten Teile Reißaus. Der Friedel vorne singt „O Deutschland hoch in Ehren ...“ und stürmt weiter. Bald stimmt alles mit ein in das Lied und trotzig klingt's über das weite Feld: „Haltet aus, haltet aus!“ —

Und wir halten aus, Graben um Graben wird erstürmt. Der Friedel blutet am Kopf, das stört ihn aber nicht; meine rechte Hand blutet, ich habe garnicht Zeit nachzuschauen, wo ich verwundet bin. Wir kommen vor die ersten Häuser, da — Schlag auf Schlag schlagen Granaten in unsere Reihen. Der Gesang ist verstummt, der Vers wird nicht mehr zu Ende gesungen. Vor mir, rechts und links, fallen die Kameraden. Ich laufe neben Friedel, der immer noch vorausstürmt.

Der Leutnant fällt. Die Leute liegen auf dem Boden und wissen nicht, was sie machen sollen. Der Friedel springt auf, schreit laut in das Kampfgetöse hinein: „Der Zug hört auf mein Kommando!" — und will weiter stürmen. Doch da ruft schon laut die Trompete zum Sammeln, alles geht zurück. Ich drehe mich auch um und will zurücklaufen, da ruft mich der Friedel. Wir nehmen den Leutnant, dem eine Granate das Bein weggerissen, und eilen zurück; die russische Artillerie schießt immer noch ganz verrückt, und die Granaten schlagen immer 50 bis 60 Meter neben uns ein. Wir mögen 200 Meter gelaufen sein, da sinkt der Friedel lautlos um. Ich frage ihn, ob er getroffen ist. „Ja, es geht aber gleich wieder, mir tut nur der Kopf so weh", derweil rinnt ihm das Blut über das Gesicht. Er will aufstehen, aber er sinkt wieder hin. „Trage du den „Kleinen" weiter, ich glaube, mit mir geht's bald zu Ende." Ich will den Leutnant aufheben, aber der sträubt sich. „Wir wollen zusammen sterben", meint er zu Friedel gewendet. Ich setze mich zu den beiden hin und schaue nach wo Fried getroffen ist, denn schon beim Sturme sah ich, daß er eine Wunde am Kopfe hatte, anscheinend von einem Granatsplitter; aber die tötliche Wunde mußte von einer Schrapnellkugel herrühren, die ihm quer durch den Kopf gegangen war, der Granatsplitter hatte ihn nur vorne leicht an der Stirne verletzt. Mir wollen die Tränen kommen, wie ich ihn so daliegen sehe, aber er lacht krampfhaft, „weine doch nicht, Ilp". — „Lies mir noch einmal den Brief von meiner Mutti vor." Ich öffnete ihm den Rock, holte den Brief heraus und las. Es war eine eigentümliche Ruhe auf der ganzen Schlachtlinie eingetreten, nur ab und zu fernes Gewehrgeknatter und dumpfes Donnerrollen. Ich las weiter, ein mattes Lächeln glitt über Friedels vom geronnenen Blute entstellten Züge und noch einmal leuchteten seine Augen, als ich die Worte der Mutter las: „Ja, ich habe dir längst verziehen, lieber Sohn, und bin unendlich stolz auf dich. Ich grüße und küsse dich und bete immer für dich zu Gott ..."

Das Schlachtenkonzert fing von neuem an. Es war nur kurze Ruhe gewesen vor dem neuen Sturme. Unsere

Geschütze spieen wieder den verderbenbringenden Eisenhagel in die feindlichen Reihen. Es sang und summte, pfiff und zischte über unsere Köpfe hinweg. Friedel hatte die Augen geschlossen, an dem krampfhaften Zucken in seinen Zügen sah ich, daß er unendliche Schmerzen haben mußte. Aber kein Seufzer kam über seine bleichen Lippen. Ich verband ihm den wunden Kopf und teilte das wenige Wasser, das ich noch in der Feldflasche hatte, zwischen ihm und dem Leutnant. Mit dem kleinen Leutnant ging's rasch zu Ende, er bat mich noch, mit ihm zu beten, und befahl mir seine Eltern und seine Braut zu grüßen, dann schloß er mit stillem Seufzer die Augen zum letzten Schlaf. Friedel lebte noch immer, sein Gesicht zuckte im wilden Schmerz. Lange noch saß ich bei ihm. Ich hatte einen Arzt gerufen, aber alle menschliche Kunst konnte hier nicht mehr retten; ich konnte es nicht fassen, mein Friedel sollte sterben!

Drüben schmetterten die Trompeten und lauter Trommelwirbel verkündete den neuen Sturm. Da schlug Friedel die Augen auf, „geh' Ilp, ich danke dir, grüße mir meine Mutti, sie soll tapfer sein, Heil! dir, Ilp", er reichte mir noch seine matte Hand, ich riß mich los, er rief mich noch einmal, „weißt du noch Ilp, wie unser Wahlspruch heißt?" „Ja", Friedel, „Der Mensch ist nicht von Wert, von Wert ist nur die Sache!" „Sage das auch meiner Mutti, sie soll nicht mehr weinen, ich sterbe ja gern — ich danke dir nochmal, grüße die andern, Heil dir!"

Ich eilte fort mit meinem wunden Herzen. Und als mich dann auch die Kugel traf, da schaffte ich mich zurück und suchte den armen Friedel, ich fand ihn — er war tot. — Tot und starr, war es möglich, ich konnt's nicht glauben. — Ich mußte weinen, mein Fried tot —. Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen, mein Fuß fing an empfindlich zu schmerzen, ich schlief ein und als ich erwachte, standen Leute um mich, die sich an meinem Fuß zu schaffen machten.

Ich fragte nach meinem Fried. Drüben lag er im Tode vereint mit dem kleinen Leutnant. Ich humpelte hinüber, lang mußt' ich ihn anschauen, ich konnte mich nicht trennen von ihm, wie er so friedlich da lag mit seinem treuen, ehrlichen

Gesichte, mit seinem bleichen Munde, der sich für immer geschlossen — ich drückte ihm noch die Augen zu und gab ihm den letzten Bruderkuß. Dann nahmen sie ihn mir fort, um ihn drüben zum Leutnant in die Grube zu legen. Die Kameraden kamen und sangen dem armen Friedel sein Lieblingslied vom „Chevauxleger aus Saargemünd". — Dann standen wir alle noch lange da und weinten. Mir war das Herz so wund, am liebsten wäre ich auch gestorben mit dem armen Fried. —

A. M. 25. 11. 1914.

Hier alles gut, trotzdem wir schon zweimal böses Feuer bekamen: Einmal 64 Granaten auf einmal gruppenweise von zwei leichten und einer schweren Batterie hereingepfeffert bekommen. Junge, ich sage Dir, war das ein Pfeifen, Sausen und Knallen! Einen Volltreffer bekamen wir unter unser Geschütz und einen auf unsere Deckung, die glücklicher Weise standhielt. Aber Staub flog nur so um uns und ein starker Wind pustete unser Licht aus. Andere waren weniger glücklich, ein Geschütz wurde zerstört und die Deckung bei diesem Geschütz durchschlagen. Drei Mann wurden weggebracht.

Ein andermal saßen wir nur $1\frac{1}{2}$ Kilometer vom Feind ab. Die Kugeln, besonders vom „Blitzaugust", sausten uns mächtig um die Ohren, manchmal nur eine Handbreit an uns vorbei. In dieser Stellung wurden wir vom Flieger durch Unvorsichtigkeit eines unserer Zugführer erkannt und bekamen an 30 Granaten, aber keinen Treffer. Die Batterie, die nach uns hier einrückte, wurde ein paar Tage später vom Abend bis zum Morgen mit schwerer Artillerie beschossen und mußte deshalb die Stellung wechseln.

Ich erzählte Dir vom „Blitzaugust". Dies war ein Scharfschütze unter den Franzmännern, der in erhöhter Lage die Gegend übersah und Tag und Nacht unter Feuer hielt. An 30 Gefallene bei uns hat er auf dem Kerbholz. Jetzt hat ihn sein Schicksal erreicht, neulich wurde er durch einen Kopfschuß getötet.

Das Dorf, in dem unsere Stellung war, gehört zur Hälfte den Deutschen, zur andern Hälfte noch den Franzosen.

Beide Vorposten liegen nur wenige Meter voneinander ab. Ein Haus, in dem der feindliche Stab liegt, wird von unseren Pionieren unterwühlt und im geeigneten Augenblick in die Luft gesprengt. Das wird aber ein Halloh werden.

Jetzt haben wir wieder andere Stellungen inne. An drei Meter tief eingebuddelt, weit auseinandergerissen, liegen wir im Graben. Nachts wurde an den Laufgräben gearbeitet. Über eine Woche haben wir alle dazu gebraucht, um die Stellung einigermaßen auszuheben. Es ist ein anderes Graben, sagte ich Dir, als bei Itzehoe. Hier ist harter Lehmboden, teilweise gefroren. Da muß tüchtig mit Hacke und Spaten gearbeitet werden.

Die Deckungen haben wir wohnlich mit Öfen eingerichtet, so daß sie einigermaßen warm sind. Wir gedenken Weihnachten in ihnen zu feiern, vielleicht geht's vorher auch schon weiter.

Unsere Infanterie jagte neulich der feindlichen einen heillosen Schrecken ein. Es wurde für die jungen Rekruten hinter der Front „Sturm" geübt, und weit schallte das Hurra über die Felder. Hei, fingen die Franzosen da aber eine Knallerei mit Artillerie und Infanterie an, um den „Sturm" abzuschlagen. Wir mußten lachen, haben gar nicht wieder geschossen. Heil! Dein Molli.

H. v. P. 26. 10. 14.

Heute ist Montag, und vor 8 Tagen fing die Schlacht hier an. Sie tobt immer noch gewaltig. Gleich am 2. Tage nach der Ausladung fing die Schlacht an. In L.... bekamen wir statt unserem alten Abteilungskommandeur M... einen anderen, Major N.... von den X. Er hat schon seit Anfang mitgemacht, er lief im Kugelregen umher und blieb unversehrt. Gestern ist er von verwundeten Engländern, die noch im Walde lagen, erschossen worden. — Unsere Verluste in der Abteilung sind furchtbar. Zuerst wurde W.... durch eine eigene Granate, einen Frühzerspringer, getroffen, dreimal im Rücken. Ob er leben bleiben wird, wer weiß? Dann sank der Unteroffizier beim Auffahren in eine offene Stellung tödlich getroffen vom Pferde. Am selben Tage wurde Leutnant S. 1/2 Meter von mir vom Infanteriegeschoß getroffen.

Lautlos sank er nieder. Kanonier A.... einen Knieschuß. Am nächsten Tage bekam unsere dritte Batterie so heftiges Feuer, daß drei Geschütze nicht mehr zu gebrauchen waren. Vierzig Verwundete und Tote. Der Führer der dritten, Hauptmann M...., schweren Brustschuß. Unser Hauptmann Sch.... ist gestern gefallen. Leutnant N.... vom Abteilungsstab gestern einen schweren Herzgegendschuß. — Unser Dorf wird nun schon eine Woche beschossen. Unsere Protzen, die drin stehen, konnten hingehen, wo sie wollten, überall schweres Artilleriefeuer. Wir dachten, es wäre das Werk eines englischen Fliegers, der sich täglich über uns herumtrieb. Gestern hat sich das Rätsel gelöst: Die Kirche wurde nie beschossen von den Engländern. Wir dachten, sie würden das rote Kreuz respektieren. Aber man hat gestern erst, — das Dorf ist schon über acht Tage in unseren Händen — zehn Engländer vom Kirchturm geholt, die Telegraphenverbindung hatten. Sofort, wie die runter waren, sausten Granaten in das Kirchenschiff. Die armen Verwundeten drin. Heute Nacht ist sogar das rote Kreuz aus dem Dorfe weg, weil nichts von englischen Granaten verschont bleibt. Wie die allgemeine Lage ist, weiß ich nicht genau. Unser jetziger Abteilungsführer, Leutnant K.... sagte: der Durchbruchsversuch der Engländer wäre gescheitert, und sie wären zurückgetrieben worden. Aber wir haben seit gestern Morgen bis augenblicklich so schweres Artilleriefeuer, daß ich's nicht recht glaube. Soldaten, die schon bei Reims und Antwerpen mitgekämpft haben, sagen, diese Schlacht überträfe alles. — Man muß bedenken, es ist der Verzweiflungskampf der Engländer. Die Engländer haben Inder und Malayen mit n der Front: Sie schießen mit Tilitbomben, d. s. Stinkbomben, Dum-Dumgeschossen. Was wißt Ihr vom Kriege! Ihr in der Heimat habt keine Ahnung, wie's hier zugeht. Eine große Schlachtbank ist es. Man ißt, schläft dabei und steigt wie ein nichtdenkendes Tier über tote Kameraden hinweg. Wie hingemäht liegen sie auf blutiger Erde. Mich hat der Krieg noch nicht verleiten können zu rauchen und zu trinken, wie's bei vielen der Fall ist. Vorgestern habe ich einen toten Kameraden ein Kriegsgebetbüchlein weggenommen. Es ist

das erste, was ich nahm. Da drin lese ich, wenn ich mal Zeit habe. Es ist das Einzige, was ich zu lesen habe. Aber noch nie habe ich so etwas schönes gelesen. Feldpost haben wir noch nicht bekommen. Hoffentlich habt Ihr auch meine Karten bekommen? Wie ich diesen Brief befördern soll, ist mir noch unklar, Verwundeten kann ich ihn nicht mehr mitgeben, weil das rote Kreuz fort ist. Mal sehen, wie ich's mache. Dies ist der erste Brief aus dem Felde. Sorgt Euch nicht zu sehr um mich, wenn lange keine Nachrichten kommen. Was soll ich Euch noch schreiben? Vom Kriege erzählen? Ihr möget verschont bleiben. Laßt uns das blutige Geschäft allein. Sorgt Ihr, wenn wir wiederkommen für eine Genesung des Herzens und der Seelen, die vielleicht im Laufe des Krieges roh und hartwerden.

Der Brief wurde geschrieben und geendet 2 Uhr mittags im Schützengraben im heftigsten englischen Schrapnell- und Granatfeuer. So denke ich immer an Euch und an die liebe Heimat. Ich glaube, von Euch hat noch niemand gefühlt, was die Heimat für einen Menschen bedeutet.

H. v. P. 27. 10. 14.

Gestern war für mich ein Freudentag, aber auch ein Unglückstag. Gestern 5 Uhr Nachmittag ruft mich Leutnant K.... von unserem Beobachtungsstandweg in den der Abteilung. Und was hält er mir entgegen, ich denke, ich kriege eine Granate in den Bauch, Feldpost, sage und schreibe zwei Briefe und zwei Karten, die ich gleich wieder mitschicke, da ich sie hier verlieren könnte. — Wir haben gestern einen neuen Abteilungskommandeur bekommen. Er befahl sofort, daß wir diese Nacht unsern Beobachtungsstand ausbauen sollten. Wir sollten die Nacht durch arbeiten und dafür am Tage etwas schlafen. Nun, wir beschlossen, erst etwas zu essen und gingen ins Dorf. Siehe, da hatten unsere Fahrer vier Hühner mit Reis gekocht für uns. Als Nachtisch gab's Pudding; aber das war eine Überraschung. Mit vollem Magen gingen wir nun an die Arbeit im Schützengraben. Wir hatten schon eine Stunde geschafft, große Türen quer über den Graben gelegt, diese mit Erde beworfen, als

plötzlich ein Krachen über mir losging — ich war gerade im Graben — ich fühlte einen heftigen Schmerz an der linken Schulter und war mit Erde verschüttet. Als ich herausgegraben war, konnte ich meinen Arm nicht bewegen. Am andern Morgen ging ich zum Oberstabsarzt, und dieser schickte mich zu den Protzen, die sicher hinter der Feuerstellung stehen. 3—4 Tage soll ich hier ausruhen. Nun man weiß nicht, wozu das gut ist. Jedenfalls habe ich heute wieder einmal eine Leberwurstbemme gegessen, und nachher Fleischklößchen mit Kartoffeln. — Wenn Ihr mir schreibt, so schreibt mir doch bitte, ob Ostende, Lille, Gent, Brügge in unseren Händen sind. Und wie's im Osten, Westen steht, und was die Zeitungen über uns hier schreiben.

H. v. P. 28. 10. 14.

Ich sitze heute Nachmittag auf einer grünen Wiese, an einem Apfelbaum gelehnt und schreibe ein Brieflein. Die Sonne meint es sehr gut, und es tut mir wohl, daß ich einmal richtig durchgewärmt werde. Eben flog ein deutscher Doppeldecker über uns weg. Ganz tief flog er, damit man an dem schwarzen Kreuz den Freund erkennt und nicht schießt. Gestern hat erst ein deutsches Maschinengewehr einen englischen Flieger herabgeschossen. Unserer heute hat mehr Glück gehabt, er kam heil wieder in seinen Schuppen. Es war ein schaurig schöner Anblick, das englische Flugzeug aus 1000 Meter Höhe brennend und sich fortwährend überschlagend herunterstürzen zu sehen. Und unter ihm erscholl das vielstimmige Hurra meiner Kameraden. Der Flieger hat's verdient, einen Saldo zu schlagen, denn er hat unsere Stellung eine Woche lang verraten. Viel hat dieser Verlust den Engländern nicht geschadet, denn heute kam schon wieder ein anderer. Na, keine Angst, unsere Maschinengewehre tun ihre Arbeit gut. — Von nicht zu großer Entfernung hören wir hier das Toben der Schlacht. Sie sind hartnäckig, diese Engländer. Die englischen Söldner sind doch mächtig unterschätzt worden. Aber elende Kerle sind's doch. Auf Gebäude, wo die Flagge des roten Kreuzes weht, schießen sie erst recht. Auch die Krankenträger und Ärzte müssen ihre blauen Bohnen schmecken.

Noch ein Beispiel für die Güte ihres Charakters: Unsere Infanteristen sind den englischen Schützengraben ganz nahe. Das Feuer im ersten englischen Graben schweigt, und in dem zweiten springen die Engländer auf die Wälle und schwenken weiße Fahnen. Unsere Kameraden springen auf und wollen sie gefangen nehmen, aber als sie an den ersten Graben kommen, werden sie alle niedergemäht. Unsere Infanterie hat eine Wut auf die langen, dürren, aber sehnigen Kerle. Ich und alle, die hier im Felde stehen, können die Wut und das Vorgehen verstehen. — Heute Nacht ist Verstärkung gekommen: zwei Divisionen Bayern. Das sind Kerle! Jeder hat im Stiefel einen großen Hirschfänger. Die lassen keinen durch. Jeden Tag warten wir auf die Entscheidung, hoffentlich kommt sie bald. — Meine Schulter wird vielleicht in drei Tagen wieder so sein, daß ich den Arm bewegen kann. Dann gehe ich wieder in die Feuerlinie. Hier hinten hört man alles. Ab und zu schlägt in der Nähe ein 15 Zentimeter-Geschoß ein, das ist aber auch alles. Unsere Protzen werden noch lange hier in diesem belgischen Gutshofe stehen bleiben. Hier hinten bei uns stehen auch die schweren Geschütze. Die stämmigen Fußartilleristen schlachten aller zwei Tage eine Kuh. Sie haben hier die Häuser und Räume in Beschlag genommen und wohnen hier. Unser Sanitäter wohnt mit bei ihnen, und weil ich aller vier Stunden einen neuen Verband bekomme, so haben sie mich kennen gelernt. Und sie scheinen mich gerne zu haben, sie sorgen rührend für mich. Ich bekomme von ihnen Truthahn, Rindsleber usw., jedenfalls von allem geben sie mir ab. Ich bin ihr Kleiner. Die Kerle könnten alle meine Väter sein. Und eine Kameradschaft herrscht bei ihnen. Da kann sich manche Truppe ein Beispiel nehmen. Bei ihnen zu leben ist eine Freude. Dann feuern sie wieder einige Gruppen aus ihrer Batterie, und dann ist wieder ein Stündlein Ruhe. Von ihnen sieht jeder die Heimat wieder, aber unsere Infanteristen und Feldartilleristen! Was für ein Leben haben sie. Jede Sekunde kann der Tod sie holen.

H. K. 6. 11. 1914.

Heil und Gruß! Du wirst Dich wundern, schon wieder einen Brief von mir zu kriegen und wohl glauben, wir hätten

nichts zu tun. Das ist auch so, wir liegen hier auf einem einsamen Bahnhof und warten. Und da haben wir gestern einen feinen Abend gehabt. Das kam so: Ich saß, als es dunkel wurde, mit ein paar Ostfriesen, die hier als Telegraphenarbeiter beschäftigt sind, zusammen am Kochfeuer vor der Behausung. Die Kerle konnten eine ganze Menge feine alte Lieder singen, die ich zum Teil noch nicht kannte. Einer war dabei, der spielt Handorgel (zu deutsch Ziehharmonika) und zwar gut. Als ich später mich zu meinem Lazarettzug zurückschlängeln wollte, wurde ich von unserm Chefarzt angehalten, der sich nach dem Singen erkundigte und zuletzt meinte, es wäre doch ganz schön, wenn unser ganzer Zug sich zusammenfände um das Feuer. Seine Tochter, die als Krankenschwester mit uns reiste, fragte, ob man das Feuer nicht größer machen könnte. Ich versprach, das große Feuer zu machen. Die Friesen halfen mir Holz herbeitragen. Wir fanden am Bahnhof geteerte Zaunpfähle, die die Franzosen wohl zur Einfriedigung der Bahn benutzen wollten, die brannten entschieden besser als unsere nassen Tannen beim Sonnenwendfest beim Totenbrennen. Bald war auch unser großer Zug da, ohne daß man einen herbeigerufen, das besorgte schon der Flammenschein. Und dann gings los, gesungen haben wir wie noch nie. Flamme empor, war das erste; Freund so schön ward es vorm Jahr auf dem Meißner nicht gesungen! Dann kamen langsam Vaterlandslieder und unsere Volkslieder, vom Purschle aff de Welt bis zum „Morgenrot“, alle werden gesungen. Bald von allen, bald von einzelnen. Und zu allen unseren Liedern schluchzte die Orgel. Ich glaube, man muß wirklich 13 Wochen im Felde gestanden sein um zu verstehen, daß das niederländische Dankgebet auf einer Ziehharmonika gespielt, schön sein kann. Unsere Freude wurde aber immer besser, besonders da wir eine umgestürzte französische eiserne Signalscheibe zum Schüren benutzten. Unsere Schwester aber war unermüdlich im Holzholen und selbst unser gestrenger Herr Oberarzt schleppte Scheite herbei. Die Eisenbahner der vorüberfahrenden Militärzüge guckten ganz verwundert auf das Treiben. Das schönste Gesicht aber hat der „Holle Guschtav“ gemacht, der

gerade vom Hauptquartier zurückkam, als wir mitten drin waren. Allmählich getrauten sich auch die Dichter unseres Zuges hervor (Du glaubst garnicht, wieviele Dichter der Krieg hervorbringt) und so bekamen wir auf diese Weise manches Schöne zu hören. Als das Feuer niedergebrannt war, gabs noch einen Kreis ums Feuer und zuletzt wurde noch drüber und durch gesprungen. Der französische Mond aber machte ein immer dünneres Gesicht, denn so hatte er die „Preuß" noch nicht gesehen. Wir saßen noch lange um die Glut und es kam dann das, was man immer abends bei unsern Soldaten sieht, die Liebe zur Heimat. Du glaubst nicht, wie sehr der Deutsche an seiner Heimat hängt; hier im Felde habe ich erst den richtigen Begriff davon bekommen. Jeden Abend kannst Du es hören „sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat sei gegrüßt". Das ist das Lied, das ich am meisten in Frankreich und Belgien gehört habe, häufiger noch, als die Wacht am Rhein. Da uns zum Zapfenstreich die große Pauke und noch verschiedenes andere fehlte, so mußte wieder meine Handorgel die Musik allein machen und auch unsern Choral einleiten. Als wir dann heim trotteten, schaute der Mond nur noch mit einem Auge hinter den Wolken hervor. Er hatte entweder genug von uns oder er fürchtete sich etwas vor der Nachtmusik, die jetzt unsere schwere Artillerie in der Ferne begann.

Unsere Uniform stinkt zwar noch nach Rauch (ganz abgesehen vom sonstigen Aussehen), außerdem soll es Mützen und Helmbezüge mit Brandwunden geben, aber der schönste Abend seit langer Zeit wars doch. Wir hoffen bald eine Fahrt nach Süddeutschland zu machen; vielleicht glückt es uns dann, nach Heidelberg zu kommen. Bis dahin Heil!

K. Tr.

Zunächst entschuldigt bitte dieses Briefpapier, eben habe ich dieses Dorf abgeklappert um „quelques enveloppes et papier de lettre" zu bekommen, aber vergebens. Aber schrecklich ist der Krieg! Am 30. Oktober erhielt ich meine Feuertaufe, unser letzter Halbzug hatte fünf Verwundete, die Granaten schlugen links und rechts ein, bespritzten uns

mit Dreck und Steinsplittern. Am 2. Nov. waren wir die erste Reserve beim Sturm auf die feindlichen Stellungen. Da pocht einem das Herz, wenn man das Sturmsignal hört und das donnernde Hurra der Stürmenden. Unsere Kompagnie griff nicht in das Gefecht ein. Mehrere von uns letzten Kriegsfreiwilligen sind schon gefallen, unter ihnen der Jüngste von uns mit 16 Jahren 2 Monaten. Nun bin ich der Jüngste von allen. Vorgestern und gestern Tag und Nacht wurden in den neu eroberten Stellungen Schützengräben und Unterstände gebaut. Ich bekam mit sieben Kameraden den Auftrag, die gefallenen Franzosen, Araber und Inder zu begraben. Oh! Das war schrecklich. Die ganzen Bergabhänge waren mit Toten und Verstümmelten bedeckt. Wir schleifen sie in ihre eigenen Schützengräben und wälzten Erde von den Seiten auf sie herab. Dabei verlernt man das Lachen und alle Fröhlichkeit. Gestern Abend um 8 Uhr rückten wir aus unserer neubefestigten Stellung hierher nach . . . . ., wo wir um 1/2 3 Uhr Morgens ankamen. Das Wetter ist warm wie im September. Für uns Freiwillige ist es außerordentlich schwer, mit den „alten Leuten“ auszukommen. Aus Deutschland habe ich, seit ich fort bin, noch keine Nachricht. Das ist schmerzlich, ich freue mich mächtig auf die ersten Briefe und Feldpostpaketchen. Sonst geht es mir hier vorzüglich. Eben haben wir uns einige Kartoffeln gekocht, das war ein Hochgenuß: Kartoffeln mit Salz. Eben erfahren wir, daß heute Abend Speck gefaßt wird. Da werden wir uns Bratkartoffeln machen. Nebenbei bewährt sich Schokolade außerordentlich im Felde. Die Verpflegung ist sehr gut und nahrhaft. Nur gibt es immer dasselbe, Reis, Graupen, Erbsen. Dazu gibt es „Kaffee“ oder manchmal Glühwein. Im übrigen nähren wir uns mit Kommißbrot und Salz. Daß ich abgenommen habe, kann ich bis jetzt nicht behaupten. Letztens traf ich den Gefreiten Rumland. Nun bitte schreibt mal an mich, ihr glaubt kaum, welchen Heißhunger man nach Nachrichten aus der Heimat hat. Ich will nun schließen, um noch mein Gewehr zu reinigen.

Nun frohe Grüße.

Heute erhielt ich die Karte vom 9. Nov., Ihr seid besorgt um mich — vom 23. Okt. die letzte Nachricht und heute der 17. Nov. — das ist eine lange Zeit, und wer um drei Söhne bangt, die im Felde stehen, es ist gewiß nicht leicht für einen Vater und für eine Mutter. Tröstet Euch aber mit dem Bewußtsein und dem Stolz im Herzen, drei Söhne dem Vaterlande gegeben zu haben, alle, die Ihr habt. Daß ich solange nicht schrieb lag daran, daß keine Post abging. Ich habe etliche Male mit Verwundetentransporten und Bagagewaren eine Karte mit flüchtigem Gruß und Dank an Euch mitgegeben, aber meistens geht ja so etwas verloren.

Wir haben schwere, recht schwere Tage hinter uns. Wir mußten zurück bis hierher nach Gumbinnen. Ob der Rückzug befohlen war, weiß ich nicht, man sagt es. Jedenfalls ist es das Schrecklichste für einen Krieger, vor der Übermacht der Feinde das Feld räumen zu müssen. Es kommen einem dabei so oft Zweifel am endlichen Siege unsrer deutschen Sache, und das ist nicht sehr angenehm für uns, die wir hier im Felde Deutschland und Deutschtum verfechten mit unserem Blute. Vorgestern, am 15. — ich werde den Tag niemals vergessen — da mußten wir wieder zurück vor der Übermacht des Feindes. Überall brüllten die einschlagenden feindlichen Granaten und Schrapnells, und wir wären wohl jetzt alle nicht mehr, wenn wir nicht zurückgegangen wären. Ich saß auf meiner Kanone und aß Schokolade, so bittre, wie ich sie wohl noch nicht gegessen habe. Die kleinen W. V. schickten sie mir von daheim — Heil und Sieg schrieben sie. — Geheult hätte ich am liebsten, die Tränen standen mir in den Augen, nicht wegen der Geschosse, die um uns einschlugen, nicht um der lieben Kameraden willen, die dahin mußten — die starben den schönsten Tod — nein, daß wir zurück mußten, das ist so bitter. Und Jungens, eins noch möchte ich Euch sagen, wenn wir alle tot sind und unsere deutsche Sache nicht gesiegt hat, dann heran an den Feind, was irgend ein Gewehr tragen kann und dann feste fürs Vaterland, fürs heiß geliebte. Du, lieber Vater, gibst wohl dem Tl den Brief, daß ers ihnen sagt, ich kann nicht

allen schreiben, draußen brüllen die Geschütze schon wieder, und wir werden auch bald hinaus müssen. –

Ich sitze hier seit gestern in einer Kaserne in G., wir sind hier einquartiert, um etliche Stunden Ruhe zu haben oder um verladen zu werden, das weiß man nicht. Die Ruhe haben wir nötig. Jeden Tag jetzt hatten wir Gefechte, 27 habe ich mitgemacht. Das ist im Verhältnis zu den im Westen stehenden Truppen doch recht viel. Aber wir müssen ihn halten den Feind, bis vom Westen her Hilfe kommt.

Ich habe nur noch einen Wunsch, daß dieser Brief Euch endlich mal erreicht und daß wir die verfluchten Feinde bald wieder aus dem Lande treiben können, das möge Gott geben. Habt keine Sorge, wenn ich längere Zeit mal nicht schreiben kann. Und kommt mal die Nachricht, daß ich gefallen bin, dann tragt es in dem schönen Bewußtsein – fürs Vaterland. Heil und Sieg!



# Weihnachten der Wandervogelsoldaten.

## Daheim.

K. F.

„Der Vormittag des Weihnachts-Heiligabends verlief wie gewöhnlich mit Dienst. Mittag 2 Uhr war Appell mit Tuchanzug. Dann folgte Revier- (d. h. Stuben-) reinigen. Mit viel Wasser und Geräusch wird da alles geschrubbt, gescheuert, gewischt und gekehrt, und als es 4 Uhr wurde, war unsere Stube in schönster Ordnung, ja selbst unsere beiden Christbäume waren schon geschmückt. Den einen bekamen wir geliefert, den andren hatten wir uns gekauft.

Die eigentliche Feier fand im „Speisesaal" der Kantine statt. In der Mitte stand auf einem Tisch ein großer Christbaum, außen herum auf Tischen die Eßnäpfe für jeden Mann, gefüllt mit Äpfeln, Nüssen und — — 3 Zigarren. Ein Mannschaftschor sang einige mehrstimmige Lieder äußerst mangelhaft und eine Ansprache taugte ebenfalls nicht viel. Dagegen trug ein Einjähriger einige passende Gedichte sehr gut vor. Dann wurden wir entlassen, und es begannen die Feiern in den einzelnen Stuben. Vorher noch unser „Festessen": Kartoffelsalat und warme Wurst, beides sehr gut! Dazu bekam jeder Mann 1½ Liter Freibier. Die Kameraden meiner Stube brauten einen Punsch, und als dann der Christbaum brannte, war es ganz gemütlich — die Punschbrauer waren nämlich noch im Kochraum beschäftigt, und die wenigen andern auf der Stube verhielten sich ruhig. Als dann aber die Trinkerei begann, schwand bald die Weihnachtsstimmung, und man konnte glauben, es sei Bockbierfest. Dann wurde ein Mann mit einer Ziehharmonika hereingerufen, und nach den Klängen der neuesten Schlager („Spielen Sie was Sie wollen, nur keine Weihnachtslieder!") tanzten die Herren Einjährigen mit den Unteroffizieren Schieber und sangen gemeine Lieder. — Noch einmal wurde es gemütlich, als nämlich unser Ausbildungsfeldwebel kam und sich ein Stündchen bei uns aufhielt. Da wurde sich ruhig unterhalten, und die mehr oder weniger betrunkenen „Kameraden" und Unteroffiziere verließen die

Stube. „So würdig haben die Kanoniere das liebe Weihnachtsfest gefeiert und noch dazu im Kriegsjahre 1914!"

## Draußen.

L., Leipzig. Premesques-Armentieres, 26. 12. 14.

Herzlichen Dank für Eure liebe Weihnachtsspende! Wir haben uns sehr darüber gefreut! Wir sind beide noch immer gesund und munter! Unser Fest war Gott sei Dank ruhig, kein Schuß auf der ganzen Front! Eine wunderschöne Nacht, auf den Schützengräben in strahlendem Lichterglanze Baum an Baum, Musik und Singen; wir träumten schon vom künftigen Frieden! Ob wirs erleben dürfen? Wir hoffen! Der gestrige Tag war den Toten geweiht; endlich haben sie nun nach Wochen ihre wohlverdiente Ruhe gefunden! Heute nun arbeitet es auf der ganzen Front wieder mächtig, besonders Artillerie!

F. B. St. Souplet, 31. 12. 14.

Ich habe heute keine Lust zum Schlafen und so will ich Dir mal als Gegenstück für Deine feine Schilderung Eurer Weihnachtsfeier einen kleinen Überblick über die unsrige geben. Also vorneweg gesagt: wir hatten zwei: eine amtliche und eine Mannschaftsfeier. Amtlich waren wir die einzige Kompagnie. Der Herr Oberst nebst Stab gaben der Kompagnie die Ehre, als Belohnung für das tapfere Verhalten im Gefecht vom 21. 12. zu erscheinen, so sagte der Hauptmann beim Begrüßen. Na, daß die nicht gerade feierlich war durch das „Augen rechts, stillgestanden" und sonstige Kommandos, kannst Du Dir vorstellen. Eine Entschädigung war unsere Korporalschaftsfeier. Wir liegen drei Korporalschaften auf einem Heuboden. Am 24. kamen wir früh an; nun erst mal reine gemacht und gefeuert, was das Zeug hielt. Ein Baum war schon da, nun galts, ihn zu schmücken. Lichter wurden englisch vor der offiziellen Feier eingekauft, da wird man groß drin im englisch einkaufen; alles, was nicht niet- und nagelfest ist, muß dran glauben. Nach der Kompagniefeier rückten wir ein, der Baum wurde angezündet, Stolle und Pfefferkuchen gabs reichlich, unsere Pakete waren schon da. Und da sangen wir und erzählten

von der Heimat. Auch ich mußte, wie Du, an die vorigen Weihnachten denken. Wieviel leben noch und wieviel werden es nächstes Jahr noch sein? Na, Trübsal blasen nützt auch nichts, aber gerade an solchen Tagen, wie Sylvester, da gedenkt man doch der vergangenen, schönen Zeiten. Hoffentlich können wirs nächstes Jahr nachholen.

Um mich sitzen die Kameraden und spielen Karte, schreiben, einige schlafen, 's hat keiner Lust zum Singen oder Spaßmachen, wie es sonst in unserer Kompagnie ist. Was bringen die nächsten Stunden, Wochen, das Jahr? Überall, wann gehts zu Ende? Es sind alte, verheiratete Reservisten, das fällt doppelt schwer, die Feiertage fern der Heimat zu verbringen, dann fallen einem die toten Kameraden ein, heute wieder zwei. Also Du siehst, einfach ist es nicht. Wenn es heute ins Gefecht ging, dann könnten die Franzmänner spüren, was es heißt uns zu stören.

K. G., Leipzig. Bei St. Souplet, 24. 12. 14.

Und heute ist Heiliger Abend. Wir merken nichts, ein Tag wie jeder andere. Nur erhöhte Gefechtsbereitschaft ist befohlen während der Feiertage. Man meint wohl, die Franzosen wollens jetzt des öfteren so machen wie vorgestern.

Jetzt hören wir immer die Geschütze donnern in der Ferne und auch mitunter nahe. Dazu vereinzelte Gewehrschüsse vom Graben her. Das ist unsere Weihnachtsmusik. Na, wir wollens gern ertragen, es ist ja für unser schönes Deutschland und für unsere Lieben daheim! Wir wollens den Franzosen schon eintränken, wenn sie kommen.

G. S. Antonilow, 26. 12. 14.

Nun ist doch Weihnachten herangekommen und wir sind noch draußen. Heiligabend zog unsre Kompagnie auf Vorposten, da haben wir nun die ganze Nacht wachen müssen. Unsern schönen Christbaum mußten wir im alten Quartier zurücklassen und Post bekommen wir nun auch nicht ran. Dafür haben wir nun heute gefeiert: Mit Gänsebraten, ihrer drei hatten wir uns eine 11pfündige Gans gekauft und braten lassen. 4.60 Mark fix und fertig. Einen Christbaum hatten wir auch noch geholt, allerdings eine Kiefer, aber es ging auch. Dann haben wir noch einen kleinen Abstecher

zu den Russen gemacht und haben die russische Feldwache von 50 Mann rübergeholt. Es waren meist Sibirier mit großen Pelzmützen. Alle waren froh, daß wir sie holten.
E. D. 24. 12. 1914.

Ich habe schwere Tage hinter mir und auch das Weihnachtsfest hat uns nur Enttäuschungen gebracht. Die ersten 14 Tage, die wir beim Regiment waren, gings noch ganz gut. Wir lagen immer zwei Tage in vorderster Linie im Schützengraben, kamen dann zwei Tage in Reserve und zwei Tage in Ruhe. Damit war's vorbei, seit wir unsern Platz geändert haben. 18 Tage haben wir da im vordersten Graben gelegen, ohne Ablösung, ohne Ruhe. So schlimm wäre das nicht gewesen, wenn wir wenigstens genügend Schlaf gehabt hätten. Aber so gab's nie mehr als 6 Stunden nachts, auch nur mit zweistündiger Unterbrechung genossen und mit dem Warten auf die ablösenden Posten und dem Aufziehen blieben selten mehr als 5 Stunden übrig, dafür sollten wir wohl am Tage ruhen, aber daraus ist nie was geworden, denn bei dem andauernden Regen war früh ein Schlamm im Graben, daß wir bis an die Knöchel drin rum patschten, der mußte jeden Morgen rausgeschafft werden. Gelegentlich stießen wir beim Graben von vorgeschobenen Gräben für Beobachtungsposten auf Quellen oder Grundwasser; dann lief's einem oben zu den Schäften rein. Also hieß es schöpfen und pumpen und wenn's gut ging, blieben dann noch ein paar Minuten zum Schreiben. An Waschen oder Trocknen von Sachen war natürlich nicht zu denken. Zum Überfluß sausten eines Tages ein paar feindliche Granaten rüber, erst 4—5 Meter zu kurz, bald aber mitten in den Graben rein. Ich kann wohl sagen, daß der Tod wohl oftmals um Haaresbreite an mir vorübergegangen ist. Meinem Nebenmann wurde das Gewehr in der Hand zerschossen, mir meine Nagelschere in der Hand zerschlagen, die Schießscharte $1/2$ Meter über dem Kopfe zertrümmert usw. In kurzer Zeit hatten wir etwa 10 Tote und Verwundete. Von da an gings jeden Tag ein paar Stunden so, denn die gegnerische Artillerie, die nicht weit von uns auf freiem Felde steht, hatte tadelloses Ziel durch den Waldrand, an dem wir lagen und konnte Flachbahn-Geschosse





verwenden, während unsere Artillerie mit Steilbahn-Geschossen über den Wald hätte schießen müssen; das ging aber nicht, da solche Geschosse nicht auf so geringe Entfernung, wie die zwischen den Schützengräben, genau eingestellt werden können und unsere eigenen Gräben gefährdet hätten. So hieß es eben, sich beim ersten Schuß so gut als möglich in Sicherheit bringen. Nach all dem wirst Du begreifen, wie wir uns nach Ablösung sehnten. Diese vollzog sich denn nun auch am 21. Dezember abends.

Wir hatten etwa 2 Stunden zurückzugehen in ein noch leidlich erhaltenes Dorf (Watermolendamm = Wassermühlendamm). Dieser Marsch ist wohl der scheußlichste, den ich je gemacht habe. Denke Dir, Landstraßen, die etwa unseren besseren Feldwegen entsprechen, wochenlang im Regen gelegen haben und täglich von Feldküchen, Munitionskolonnen, Artillerie, Bagagewaren usw. benutzt werden. All diese Wagen fahren 4spännig mit den schweren belgischen Pferden. Das war z. T. unser Weg, denn um abzuschneiden (wie an

den Nordseedeichen) gingen wir quer über Wiesen und Felder. Na, kurz, mehrmals lief uns der Schlamm oben rein und man konnte seine Stiefeln nur retten, indem man mit beiden Händen an den Strippen zog. Eigentlich war es nur die Freude auf die Ruhe, die uns diesen entsetzlichen Marsch noch mit einigem Humor ertragen ließ. Gegen ½11 Uhr waren wir am Ziel, für Quartier war nicht gesorgt, unser Quartier wurde für 7 Mann ein Zimmer, halb so groß wie Euer Wohnzimmer, darin nasses Stroh. Totmüde wollten wir uns niederlegen, als der Befehl kam, daß unsere Gruppe die Nachtpatrouille zu stellen hätte. Ich und mein Kamerad bekamen die erste Nummer. Also die Patronentaschen wieder um, Helm auf, die Knarre um die Schulter und wieder naus in die Nacht. Mit der Müdigkeit war's vorüber: bei dunkler Nacht über die Felder, ohne Karte, ohne Kenntnis der Gegend. Da heißt es, die Richtung scharf behalten, zweimal mußten wir aufziehen, dann war die Ruhe da, aber auch die Nacht fast um. Am nächsten Morgen kam eine Wonne: gründlich waschen und neue Wäsche. Das war entschieden der Höhepunkt. Mittags ging's zum Impfen gegen Typhus. Das geschieht in die linke Brustseite und hat insofern üble Folgen, als bald diese Seite schrecklich zu schmerzen beginnt und der linke Arm wie gelähmt wird. Außerdem kommt in der Nacht drauf Schüttelfrost und ein Befinden wie bei starker Influenza. Nachmittags gab's die großen Weihnachtspakete, wieder ein Lichtblick. Nun kam aber das Tollste; gegen 7 Uhr abends kam der Befehl: Alles packen, von früh 5 Uhr an marschbereit halten und wieder vor. Man fürchtete einen Angriff in der Weihnachtszeit. Nun denke Dir unsere Stimmung und unsern Zustand. Die meisten schon im Fieber (auch ich) mit einem Brummschädel, schlapp und kaput und die Aussicht auf den Rückmarsch mit dem Gepäck! Daß da meterlange Flüche den Raum durchtobten, nachdem der Leutnant naus war, war durchaus zu verstehen und zu begreifen. Die großen Pakete wurden mit allen Herrlichkeiten wieder zusammengepackt und wieder abgeliefert. Im Januar, wenn Ersatz kommt und auch unsere Lage besser wird, bekommen wir sie wieder. Jetzt

liegen wir wieder in Reserve gefechtsbereit, d. h. jede Minute vorgeholt zu werden. Unser Quartier ist ein alter Pferdestall, Dach und Wände zerschossen, als Wandervögel hätten wir auf solches Quartier verzichtet. Zum Glück hatte ich in meine Weihnachtskiste einen Teil meines Tornisterinhaltes eingeschmuggelt, so die eiserne Portion, zwei schwere Konservenbüchsen und anderes mehr. Zum Überfluß mußte meine Gruppe, die man besonders ins Herz geschlossen zu haben scheint, noch Schanzzeug schleppen, lange Spaten, Axte u. dergl. Unser Zug glich auch mehr einem Leichenzuge. Jetzt bin ich wieder wohler. Es ist heiliger Abend und die erhebende Feier ist vorüber. Der 25. Dez. begann damit, daß gegen 6 Uhr an jeden Mann eine ziemliche Portion Rum ausgegeben wurde, die in Bälde die echte Feststimmung hervorzauberte. Dazu kamen die alkoholischen Sendungen aus der Heimat und bald waren auch die herrlichen, alten, deutschen Weihnachtslieder da, in echter Empfindung bis zum Leichenmarsch auseinander gezogen, abwechselnd gesungen mit: „Wenn das der Petrus wüßte“ und „Nach der He—ih—mat“, (ein Tannenbaum, d. h. eine Fichte war auch da), schließlich sang man in echt deutscher Einigkeit: „Ein Prosit der Gemütlichkeit“ und eine halbe Stunde lagen sich zwei Gruppen in den Haaren, sodaß nur mit Mühe und Not eine regelrechte Keilerei vermieden wurde. Zum Glück war eine wundervoll klare Nacht und ein wenig Frost und wir zwei haben unsere Weihnachtsfeier im Freien abgehalten, indem wir mit den Gedanken in der Heimat weilten. Gegen ½12 Uhr gingen wir wieder in unsern Stall. Hier hatte sich inzwischen die „stille Nacht, heilige Nacht“ insofern geltend gemacht, als die Wogen kameradschaftlicher Stimmung in sanftes Schnarchen abgeebbt waren. Bedauerlicherweise waren dem einen bei den Äußerungen kameradschaftlicher Gefühle die Schlafdecke abhanden gekommen, was den Anlaß zu langwierigen Auseinandersetzungen und gegenseitigen Komplimenten gab, wobei die Landwirtschaft die Namen liefern mußte. Nach 10 Minuten war wieder alles munter und nun wurde die Schlacht mit dem Munde fortgesetzt, sodaß man vor Lachen nicht mehr auf dem Rücken

liegen konnte. Nach einer halben Stunde war auch das vorüber und heute ist alles eitel Freude und Friede.

Heute ist ein rechter Weihnachtsfeiertag, klare, stille Luft und etwas Kälte. Um 4 Uhr geht's wieder vor, diesmal in eine neue Stellung. Wir liegen dort, so unglaublich dies auch klingt, unsern Gegnern 5—6 Meter gegenüber. Unsere Soldaten haben die Franzosen aufgefordert, rüber zu kommen und friedlich miteinander zu verkehren, aber die haben es abgelehnt und behauptet, sie wüßten genau, wie schlecht es mit uns stände, Wilhelm (unser Kaiser) wäre tot und wir wären bald aufgerieben. Es werden dort Handgranaten geworfen, die eine ganz beträchtliche Explosionskraft haben, wie das dort enden soll, weiß niemand. Vielleicht unterminieren unsere Pioniere die Gräben und sprengen sie in die Luft, wie sie es vor kurzem mit einigen Häusern gemacht haben. R. E.

Vor sechs Tagen erhielt ich Euer Paket. Eine Stunde später rückten wir vor in die Schützengraben. Da habe ich das Paket mit einer Schnur um den Hals gehängt und bin durch Nacht und knietiefen Schlamm in die Front marschiert. Am andern Tag hab ich in der Deckung angefangen auszupacken. Das war eine Freude! Schon der Gedanke, daß Ihr zu Hause für uns sorgt, macht mich so glücklich, daß man gern alle Leiden und Beschwerden vergißt. Ach, der feine Lebkuchen! Wißt Ihr noch, voriges Jahr schmeckte er so bitter, und wir haben Euch verulkt. Vor allem haben die schönen Notizbücher meinen Kameraden gefallen — und erst die Bücher vom Schatzgräber und von der Wiesbadener Volksbücherei! Fortwährend kommen sie an meine Deckung gelaufen und fragen nach einem Buch. Ich bin der reine Bibliothekar geworden. — Ich muß jetzt an unsre Weihnachtsfeier vorm Jahr in Deubach denken. Heute werde ich Weihnachten im Schützengraben gegen den Feind feiern. Euer Bäumchen aus Deubach — ich trags die ganze Zeit sorgsam im Tornister — will ich aufputzen, und ich hoffe, daß die Engländer, wenn sie den Lichtschein sehen, nicht schießen werden. Es ist ja Weihnachtsabend. Euch wünsche ich eine ebenso frohe Weihnachtsfeier wie vorm Jahr. —




H. Sch.

.....Ihr werdet sicher von der Einschließung und dem Durchbruch nach Brezeziny gehört haben, der „glänzendsten Waffentat des Feldzugs". Die Sache begann Sonntags. Wir waren spät eingerückt und sollten einen Tag Ruhe haben. Wir hatten schön Platz und richteten uns gemütlich ein, d. h. ein Schwein wurde geschlachtet und etliche Hühner. So gegen 11, mitten im Schmoren, kam die inoffizielle Nachricht, die Russen kämen. Eine halbe Stunde später stand schon das Regiment marschbereit und die Russen fünf Kilometer weiter. Ich wurde mit einem Befehl zur Bagage abgesandt. Noch schien die Sache nicht gefährlich. Unsere Truppen gingen zum Gefecht vor und wir zogen an einer Kirche vorbei, die vor ein paar Tagen von unserer schweren Artillerie beschossen war und einen traurigen Anblick bot. Es war eine wunderbar schöne neue Kirche gewesen auf einem Hügel, gebaut aus rotem Sandstein. Und wenn ich an die folgenden Kämpfe

denke, sehe ich immer diese zerschossene Kirche vor mir, in der einige schwere Granaten noch ganz drin steckten. Also es ging mit der Bagage los. Zwei Kilometer links von uns war ein Gefecht im Gange. Wir zogen ruhig unsere Straße. Aber plötzlich, ein Sausen, ein Krach, die erste Granate schlug bei uns ein. Ehe wir noch zur Besinnung kamen, sauste es wieder; dann flog mir der Dreck nur so ins Gesicht, — weiter geschah nichts. Aber keine drei Meter von mir war das Geschoß eingeschlagen, ohne zu explodieren. Das war so eben noch gegangen. Nun schlug aber die Bagage einen Galopp an. Wecken, Proviant, Kisten, alles flog durcheinander. Das dauerte drei Kilometer, und dann hatte die Geschichte ein Ende, denn vor uns war auch ein Gefecht im Gange. Das konnte heiter werden. Wir hielten in einem Kaff und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Hier blieben wir bis zum Abend. Dann zogen wir wieder zurück an die Kirche und biwakierten dort. Am andern Morgen ging es wieder los. Immer im Bogen um das zerschossene Heiligtum. Von allen Seiten ein fürchterliches Feuer. Allmählich wurde es uns klar, daß wir eingeschlossen waren. Dazu hatten wir die ganze Bagage, unsere und die vom Garde-Reserve-Korps bei uns, ferner einen Haufen Verwundeter und Gefangener, so viel, daß man Angst bekommen konnte. Langsam ging es vorwärts bis in unsere Feuerlinie. Plötzlich sausten wieder Granaten heran. Aber dann ging es auch piiiieg, wir wurden von Infanterie beschossen. So standen wir in einem Feuer von vier Seiten. Angenehme Situation. Ein paar Wagenführer verloren die Fassung und gondelten los. Aber da wars überhaupt mit der Fassung vorbei. Sämtliche Wagen legten einen Reserve-Galopp an, daß Gott erbarm. Ich war in diesen Minuten mal zu den Hasen gegangen und kam, die Hose in der Hand, gerade noch recht, meinen Gaul einzufangen. Der war auch angesteckt und wollte sich nicht beruhigen. Nun besitze ich ziemliches Fischblut und war die Schießerei auch schon gewöhnt. Also machte ich mich zuerst standesgemäß und segelte hinter der Bande her, die nach einem Kilometer zum Stehen gebracht wurde. Ich hab unterwegs doch lachen

müssen über dieses Wettrennen. In der Nacht blieben wir wieder draußen. Feuer durfte wegen der feindlichen Nähe keins angezündet werden. Es war hundekalt und Vollmond. Und am Horizont stand als düster drohendes Zeichen der halbzerschossene Kirchturm. In dieser Nacht habe ich wenig geschlafen und als ich schließlich eindämmerte, sah ich mich in Sibirien im Bergwerk arbeiten. Vor Frost klappernd, erwachte ich morgens und fand mich zum Glück noch bei den Unsern. Wenn aber heute nicht der Durchbruch gelang? Dann konnte der Traum Wirklichkeit werden. Früh zogen wir weiter. Ich kam wieder zur Schwadron und hatte das Vergnügen, die Geschichte im Rücken zu decken. Immer gefechtsbereit, umschwärmt von Kosaken, gingen wir langsam Schritt für Schritt zurück. Noch wußten wir nicht, ob der Durchbruch gelungen war. Rings um uns ohrenbetäubender Kanonendonner. Endlich, endlich kam die Meldung: Durchbruch glänzend gelungen! In der Nacht kamen wir in Brezeziny an. Hier war heiß gestritten worden. Tote lagen haufenweise auf den Straßen herum. Kein Mensch kümmerte sich um sie.





Die Schattenrisse für dieses
Heft schnitt C. Tips, Dessau.
Den Druck besorgte in Salz-
mann-Fraktur G. Reichardt,
Groitzsch (Bez. Leipzig)